Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 38

Artikel: Wie sah Christus aus?

Autor: May, H.W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647004

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

san aa wieder koa herob'n ... muaßt du umanandsteh' und faulenz'n?"

Er schloff in seinen Janker und holte eine verrußte Mütze vom Nagel herunter.

„Kumm!" sagte er zu Michel und ging voran zur Türe hinaus.

Der Seppl schaute ihnen nach.

„Hast'n g'hört?" fragt er Xaver.

„Nix hab' i g'hört, und Saubuab'n, de gar so vui hör'n und aufpass'n, nimmt ma bei de Ohrwaschl, bei de windig'n ..."

Zwischen Lehrbub und Gesellen kommt es nie zu netter Vertraulichkeit.

Auf der Straße sagte Hallberger, nachdem er sich nochmal geräuspert hatte:

„Mei Frau ... de siehgst scho an andersmal, und ... ah ... mei Tochta ... de bleibt net lang da, und wenn'st as net siehgst, is aa'r a so."

Michel merkte, daß er eine wunde Stelle berührt hatte, und nichts hätte ihn vermocht, noch eine Frage zu stellen, die dem alten Kameraden weh tun konnte. Er blieb stehen und suchte in seinen Taschen umständlich nach dem Tabakbeutel und fand ihn lange nicht, und dann klopfte er seine Pfeife leer, obwohl sie kaum halb ausgeraucht war, und stopfte sie wieder, denn das gab ihm Zeit, sich auf was anderes zu besinnen.

Abb. 1. Christus als „Guter Hirte" (Lateran Rom), 7. Jahrhundert, ein späteres Beispiel der griechisch-mythologischen Auffassung der Person Christi.

„Wie geht's eigentli an Blenninger?" fragte er.

„Guat. Wia's eahm allaweil ganga is, plagt und kümmert hat den seiner Lebtag nix."

„I kann mi no gut erinnern, wie er als Bua war. Staad und faul, und wenn mir g'spielt hamm, hat er net mittun mög'n. ‚Es is mir z' fad', hat er allaweil g'sagt."

„So is er blieb'n. D' Lebhaftigkeit mag er heut' no net."

Sie kamen im Sommerkeller an, der noch beinahe leer war.

Nur zwei Leute saßen neben der Schenke; der Martl und der Hansgirgl, die es erfahren hatten, daß frisch angezapft war.

Hallberger und Michel setzten sich unter eine mächtige Linde, und als ihnen die Kellnerin zwei überschäumende Krüge gebracht hatte, stießen sie miteinander an.

„So ... so ... also jetzt bleibst bei uns? I glaab, es hätt' dir nix Bessers eifall'n kinna."

„I bin froh über dös, Karl, daß i richtig dableib'n ko. Denn i hätt' eigentli net g'wußt, wo i sunst was find'n hätt' soll'n."

Und Michel erzählte, wie er wohl vom ersten Tag an den Gedanken und den Wunsch gehabt, aber wie er sich's doch kaum gehofft habe.

Wie dann der Martin so brüderlich gewesen sei und ihm obendrein zu leichtem Verdienst geholfen habe, so daß er seinen Leuten nicht auf der Suppenschüssel hocken müsse.

Der Hallberger hörte ihm zu, und da fiel ihm ein, was er zuerst vom Staudacher als dumme Meinung gehört hatte, und was dann auf einem Umwege durch den ganzen Markt wieder als fest verbürgtes Gerücht zu ihm gedrungen war, daß der Michel Oßwald sich in fernen Weltteilen als Sklavenhändler viel Geld zusammengerafft habe und als steinreicher Mann heimgekehrt sei.

Da saß der schreckhafte Mensch vor ihm und freute sich auf Arbeit und Wochenlohn. (Fortsetzung folgt.)

Wie sah Christus aus?

Von H. W. May.

Es ist verständlich, wenn der Christ das Verlangen fühlt, sich über das körperliche Aussehen Christi zu vergewissern, und dieses Verlangen ist berechtigt von dem Augenblicke an, in dem sich Gott uns in sichtbarer, tastbarer und vorstellbarer Körperlichkeit offenbarte. Während das Judentum des alten Testaments seinen Jehova, der ihm nie als sichtbare und greifbare Menschengestalt erschienen war, auch nicht sichtbar als gemaltes Bild oder greifbar als Figur darzustellen vermochte, ändert sich das mit der Menschwerdung des Gottes in Jesu Gestalt.

Es kann dabei nicht auffallend sein, wenn sich die Bibel selbst über das körperliche Aussehen Christi ausschweigt,

Abb. 2. Angebliche „Dornenkrönung"-Sarkophag im Lateran. Galt früher als die älteste Christusdarstellung.

denn ihr Sinn und Inhalt ist nicht die historische Begebenheit, sondern die reine Lehre. Es kann in diesem Zusammenhange nicht einmal beirren, daß uns auch sonst keine zeit-

genössische mündliche oder schriftliche Ueberlieferung über das Aussehen Christi überliefert ist, weil sich Christus Jesus Zeit seines Erdenwandels im Umkreise der jüdischen bilderfeindlichen Kultur bewegte und auch dem Judenchristen zunächst das Verbot jeder bildhaften, auch nur literarisch bildhaften Gottesdarstellung noch in Fleisch und Blut steckte. Das merkwürdige Dokument: „Testimonio" in der Bibliotheca Vaticana, ein an den Senat in Rom gerichtetes Schreiben über Person und Aussehen Christi, angeblich von Pullius Lentulus, dem Vorgänger des Pilatus in Judaea verfaßt, ist als eine mittelalterliche, wenn auch äußerst geschickte und sicher auf besten Quellen fußende Fälschung festgestellt und kann hier nur als vergleichsweises Material gewertet werden.*)

Zeitlich als nächstes Zeugnis steht die Chronik des erst 38 n. Chr. geborenen Geschichtsschreibers Josephus Flavius, der sich aber an anderen Orten seiner Schriften als äußerst unzuverlässig erweist und daher keinen bedingungslosen Glauben verdient. Immerhin schildert er Christus im Aussehen eines Galiläers seiner Zeit und diese Behauptung hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, da nicht anzunehmen sein wird, daß Christus auffällig sich von seinen Landsleuten in Ansehen und Kleidung unterschieden habe. Besonders zwei Aeußerlichkeiten kehren immer wieder: das mittelkopfs gescheitelte Haupthaar, das für Christus als Mitglied der Naziraeer Sekte fakultativ gewesen ist, und der nach Landessitte in der Mitte geteilte Bart. Beide Kennzeichen erwähnt übrigens auch das „Testimonio" und der im übrigen sehr phantastische Bericht des Mönches Maximius aus dem Kloster Vatopeza des Berges Athos, der durch den großen Einfluß der Ikonographie des Berges Athos auf die spätere Kunstübung von Interesse ist.

Die künstlerische Darstellung Jesu begann in den Kreisen der christlich gewordenen Griechen schon sehr früh; aus den Kreisen der Judenchristen ist wohl mit gleichzeitigen bildhaften Gottesdarstellungen nicht zu rechnen. Aber diese Darstellungen der griechischen christlichen Künstler waren in künstlerischem Sinne griechisch-konventionell und zwar nach dem Vorbild der griechischen Philosophenbilder geformt und hatten, wie aus den Schriften des Kirchenvaters Eusebius deutlich hervorgeht, keinen Porträtcharakter. (Eusebius gest. 379 n. Chr. beschäftigt sich sehr eingehend mit diesen „heidnischen" Christusdarstellungen.)

Abb. 5. Bildnisausschnitt aus dem Apsismosaik der Kirche des Lateran. 5. Jahrhundert. Sogenannter aszetischer Typus.

Auch die Katakombenbilder von der zweiten Hälfte des 2. bis zum 4. Jh. n. Chr. kommen hinsichtlich der Porträt-

*) Vgl. Wer war Jesus? Authentische Mitteilungen eines Zeitgenossen Jesu. F. Koslowsky, Verlagsbuchhandlung, Oranienburg.

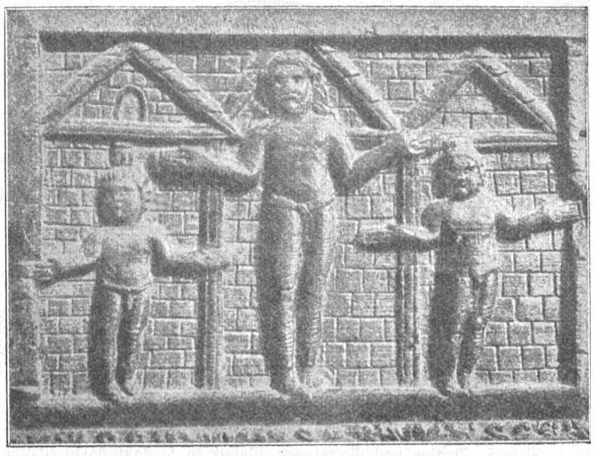

Abb. 4. Kreuzigung von der Holztüre von S. Sabina.

ähnlichkeit nicht in Frage. Sie entspringen meist gnostischen Vorstellungen und es war ja das vordergründige Bestreben der Gnostiker, die Lehren des jüdischen Christentums mit der Philosophie und der Kulturidee des Griechentums zu vereinen. So erscheint hier z. B. Christus aus dem Wesen der griechischen Mythologie heraus verstanden als „Guter Hirte" in Personalvertauschung mit der späteren Orpheusauffassung, und der Lateran verwahrt eine spätere, aber für diese Darstellungsart besonders typische Figur Christi als „Guter Hirte". (Abb. 1.)

Eine zweite Gruppe der Christusdarstellungen der Katakombenchristen nehmen die jugendlichen Darstellungsweisen ein. Ihr Ursprung ist aus dem rein gnostischen Vorstellungskreis verständlich. Die Gnostiker stellten sich das Jenseits als eine Stätte ewiger Freude vor. Das menschliche Alter war ihnen eine Zeit des Leids und der Bart wurde bei ihnen als Zeichen der Trauer getragen. Dementsprechend sind ihre Christusfiguren und Bilder durchaus von einem jugendlich heiteren und frohen, kräftigen und bartlosen Typus. Wenn schon die Gnostiker bald außerhalb der früh-

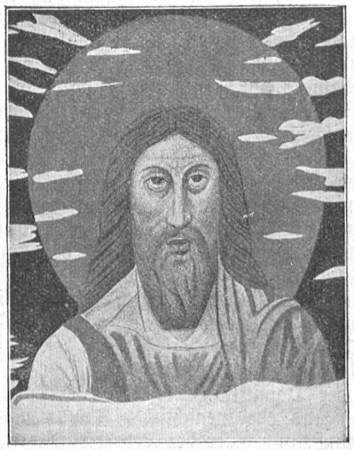

Abb. 6. Einer der Christusköpfe von S. Apollinare Nuova in Ravenna, die die Christusdarstellungen der abendländischen Kunst durch Jahrhunderte hindurch beeinflußten.

christlichen Kirche standen, so lebte doch ihre Vorstellungswelt unter den Katakombenchristen noch lange Zeit fort und beeinflußte deren künstlerische Tätigkeit. Als eine in ihrem Sinne gestaltete, aber in stärkerer Berührung mit dem rö-

Abb. 3. Christus und die Jünger, Mosaik in S. Aquilino in Mailand. Jugendlicher Christustyp.

mischen Kunstkreis geschaffene Christusdarstellung wäre die der „Dornenkrönung" auf einem frühchristlichen Sarkophage im Lateranmuseum zu verstehen, wenn — die Bezeichnung „Dornenkrönung" für das Werk zu recht besteht und es sich nicht um einen heidnischen, erst später christlicher Bestattung zu Diensten gemachten Sarkophag handelt, was wahrscheinlicher sein dürfte. (Abb. 2.)

In den gnostisch beeinflußten Vorstellungskreis gehört für die fernere Zeit auch das Mosaik von S. Aquilino in Mailand, das ebenfalls den jugendlichen, bartlosen Typ, aber bereits mit langem, wenn auch scheitellosen Haupthaar vertritt. (Abb. 3.)

Erst im dritten und besonders im vierten Jahrhundert tritt in den Christusdarstellungen wieder eine Aenderung ein, indem sich der bärtige, wirklichkeitsgemäßere Typus, wie er durch alle Zeiten hindurch sporadisch immer vorhanden war, sich wieder vordrängt, begünstigt und ermutigt durch die bei den römischen Kaisern jener Zeit wieder modisch gewordenen Bart. Ausschlaggebend war diese modische Barttracht der Zeit für das Wiederaufkommen des bärtigen Christustypus sicher nicht; der bärtige Typ des habitus galiläeus war und blieb neben dem jugendlichen Vorstellungstyp immer der historisch begründete. Es sei aber wahrheitsgemäß an eine weitere Ermunterung erinnert, die gerade im 4. Jahrhundert der bärtigen Christusdarstellung von Seiten der Kirche zuteil wurde, die damals durch ihre Kirchenväter die Ansicht vertreten ließ, daß es wider den Willen der göttlichen Natur sei, des Menschen Naturgestalt durch das Scheermesser in Willkür zu verändern. In diesem Vorstellungskreis verhält sich weiter die Kreuzigung an der Holztüre von S. Sabina, wenngleich nicht unbedingt, indem dort weder Haar- noch Barttracht dem galiläischen oder jüdischen Habitus, wenn auch wiederum nicht dem modischen Ideal der Entstehungszeit, entsprechen. (Abb. 4.)

Bedeutsam an äußerer Aehnlichkeit und innerer Ausdeutung zugleich, vielleicht sogar durch die mündliche oder schriftliche Tradition und sicherlich durch den Text des Psalm 45/3 beeinflußt, ist die Darstellungswelt in der sogenannten Katakombe der Domitilla. Sie bringt einen wunderschönen, hoheitsvollen und edel-menschlichen Typus von Milde und Klarheit heraus, von einer der Lehre würdigen Hoheit. Der Domitillatyp ist der schönste und vielleicht der wahrheitsgemäßeste Christustypus der Frühkunst. Aehnlich, und dem Domitillatypus zugehörig, auch mit sorgfältig richtiger Haartracht und Barttracht versehen, ist der Christus in der Katakombe der Generosa (6. Jahrhundert). Verwandt, aber manierierter und gezierter ist der Typus des 5. Jahrhunderts aus der Katakombe des Hl. Petrus und des Marcellinus, in dessen Bereich das Christusmosaik aus der Apsis der Laterankirche gehört. Man nennt den Typ mit geringfügiger Berechtigung den „aszetischen". Würde und Hoheit, aber auch eine starre Formalität kennzeichnen diesen Typus, der gleichwohl die Christusdarstellungen der italienischen Renaissance fast ausschließlich beeinflußt hat. Der realen und historischen Wirklichkeit entspricht hier die mittelgescheitelte Haartracht; der Bart, römisch geformt und ungeteilt, widerspricht ihr deutlich. (Abb. 5.)

Die byzantische Formulierung mit ihren wirklichkeitsgemäßeren Darstellungen übermitteln uns die beiden Christusdarstellungen in S. Apollinare Nuova (Abb. 6), wenn auch hier im Anschluß an die typische byzantinische Bartmode auf eine Teilung des Bartes verzichtet wird. Doch konnte gerade der Typus von S. Apollinare die spätere künstlerische Vorstellung fast für die ganze Welt und insbesondere für Europa entscheidend beeinflussen; in seiner Gefolgschaft treffen wir die beiden großen Christusmeister Raffael und Dürrer u. a. an.

Manierierter aber im Aeußerlichen überlieferungsgetreu ist der Christuskopf aus S. Gaudioso in Neapel, der sich im Sinne der Domitilla- und der Generosakatakombe verhält und darum hier als Beispiel aufgeführt werden soll und auch mit einem Christus der Ponzian-Katakombe vergleichbar wäre. Zwar ist hier die ganze Form hager und gestreckt, die Kopfbildung ganz ungaliläisch, aber es sei auf dieses Beispiel wegen seiner weitgehenden Uebereinstimmung mit dem nun folgenden bisher ältesten und porträtdeutlichsten Christusbild besonders hingewiesen. (Abbildung 7.)

Es scheint also bisher so, als ob dank der jüdischen Bild- und Bildnereifremdheit irgend eine authentische Christusdarstellung nicht auf uns gekommen sei und wir uns mit den kärglichen äußerlichen Tatsachen der Scheitel- und Barttracht nach galiläischem Vorbilde begnügen müßten, wenn wir nicht einer apokryphen Pilatuslegende einige Bedeutung zubilligen wollten, die erzählt, daß Pilatus, mit dem Messiasschwindler Simon Magus konfrontiert, gesagt haben soll: Dieser ist nicht Christus! Christus hatte ein bräuliches Gesicht, leuchtende Augen und einen schönen Bart. Dieser da aber ist unbärtig, ganz schwarz und hat gespaltene Augenbrauen.

Nun aber brachte vor etwa 25 Jahren ein griechischer Händler mit anderen Altertümern aus Jerusalem auch einen etwa 11 Zentimeter hohen Alabasterkopf nach München, wo der bedeutendste Kenner der Antike, Prof. Ad. Friedländer, ihn sofort als einen Christuskopf aus dem ersten Drittel des ersten Jahrhunderts ansprach. Der

Abb. 7. Christuskopf aus S. Gaudioso in Neapel, edler, hagerer, aber wirklichkeitsgetreuer Christustyp.

Alabaster stammt aus Palästina oder Oberägypten, eine Fälschung ist völlig ausgeschlossen, die Zeitbestimmung hat allerhöchste wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit für sich und

es handelt sich auch keinesfalls um die Darstellung einer heidnischen Gottheit. Nahezu 25 Jahre lang hat man den bedeutungsvollen Fund geheim gehalten und ständigen wissenschaftlichen Untersuchungen unterworfen, um sich den Vorwurf sensationeller voreiliger Mache zu ersparen. Nun, nachdem das wertvolle Zeugnis aller Kritik standgehalten hat, veröffentlicht Prof. Franz Wolter in einer klaren Publikation von aller Bescheidenheit den Fund, den man nicht länger mehr glaubte verborgen halten zu dürfen.*)

In kurzer, auszugsweiser Beschreibung folgen wir dem Verfasser, der seine Arbeit mit wertvollem bildlichen Material unterstützt: „... Ein starkes künstlerisches Können, dem antiken Geiste entsprungen, ruht in der Verkörperung des edlen Kopfes, der nicht der Realität des Lebens entbehrt ... Eine absolute Ruhe strahlt dieses Antlitz aus, das von edelster menschlicher Würde und Größe spricht. In langen Strähnen, leicht gewellt, fällt das gescheitelte Haupthaar zu beiden Seiten bis auf die Ansätze der Schultern ... Die Augen blicken eindringlich, offen und klar. Kräftig sind die Wangen gebildet, unter denen der organische Bau des Schädels erkennbar ist. Die breite Stirne zeigt jene feinen Wölbungen und Senkungen, die man bei geistreichen Menschen beobachten kann. Die Nase weist an ihrer Wurzel eine leichte Einbuchtung auf, im Gegensatz zu antiken Götterbildern, wo die Stirne fast unmittelbar in gerader Linie in den Nasenrücken übergeht. In einer leichten Erhebung verläuft sie nach unten ... Ein kurzer, dichter, nach unten zu wenig geteilter Bart läßt das Kinn frei ... Der über der Lippe liegende Bart, der in denjenigen des Kinnes übergeht, läßt die weichen, schwellenden Lippen frei, die wie zum Sprechen leicht geöffnet sind ... Mit feiner Kenntnis des Anatomischen ist der breite Hals herausgearbeitet, an dem seitlich die Haarsträhnen über die Ohren, von denen nur die beiden ... Läppchen zu sehen sind, herabfluten ....

Dieser Jerusalem-Christus ist entstanden aus porträthafter Naturnähe, im Gefühl, sich des gebotenen Stoffes zu bemächtigen. Daher zeigt dieser Christus auch nichts Süßliches und Flaues ... im Gegenteil, er trägt Charakter. Der Plastiker mußte das gestalten, was er sah ...“

Wir müssen mit aller nur denkbaren Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Münchner Fund das älteste und authentischste Christusbild ist, das wir kennen. Seltsam stimmen die vermuteten Charakteristika mit diesen plastischen historischen Dokumenten zusammen. So dürfen wir uns mit Recht die wirkliche Erscheinung des Mensch gewordenen Gottessohnes im Sinne dieser Darstellung vorstellen. Die Frage also, wie Christus in Menschengestalt ausgesehen haben mag, scheint uns in diesem Funde weitgehend beantwortet zu sein.

Alle Kunst trägt die Gestalt ihrer Zeit. Inwieweit der Künstler von seiner Zeit beeinflußt worden ist, tut nichts zur Sache und kann die äußere Wahrheit der Darstellung nicht beeindrucken, die, künstlerisch betrachtet, ja nicht im Unbedingten an die Naturähnlichkeit der Darstellung gebunden ist.

Darum kann es sich für die ausübende Kunst unserer Zeit nun um eine Gebundenheit an dieses historische Dokument nicht handeln, denn jeder Künstler gestaltet sein „Gesicht“ innerlich und autonom. Für den Gläubigen kann der Fund keine Irrungen und Hemmnisse bereiten, weil die wahrhaft künstlerische und die wahrhaft gläubige Innenschau das gemeinsam haben, daß sie aller Realität entbunden sind. Darum auch kann dem so hochbedeutsamen Münchner Fund, wie dem ganzen Problem des Aussehens Christi, lediglich eine historische, keinesfalls aber eine religiöse Bedeutung beigemessen werden.

*) Wie sah Christus aus? Ein Jerusalemfund. Von Franz Wolter. Hugo Schmidt-Verlag, München.

Zum hundertjährigen Jubiläum des eidgenössischen Bettages.

Der eidgenössische Dank-, Buß- und Bettag in seiner heutigen Form, der alle Jahre am dritten Sonntag im September Protestanten und Katholiken in Dankbarkeit gegen Gott vereinigt, wird heuer hundert Jahre alt. Es war im Jahre 1831, als auf Antrag der aargauischen Tagsatzungsherren die Tagsatzung folgende Resolution faßte: „Die Tagsatzung spricht ihre lebhafte Freude aus, daß im gegenwärtigen Jahre, wo göttliche Vorsehung so sichtbar über dem Vaterlande gewaltet und die drohenden Gefahren von demselben gnädig abgewendet hat, der nämliche Tag alle Eidgenossen in dankbarem Gebet zu dem Allerhöchsten vereinigen werde.“ Am 1. August 1832 beschloß dann die Tagsatzung in Luzern: „Der gemeineidgenössische Dank-, Buß- und Bettag soll künftig, und zwar mit dem gegenwärtigen Jahre 1832 angefangen, in allen Ständen der Eidgenossenschaft immer gleichzeitig am dritten Sonntag des Herbstmonats gefeiert werden.“ Zu jener Zeit verfaßten die hohen Obrigkeiten jedes Jahr eine Bettagsproklamation, ein Umstand, der uns vier Bettagsmandate aus der Feder von Gottfried Keller schenkte (1863, 1867, 1871 und 1872), die er als zürcherischer Staatsschreiber zu verfassen hatte. Heute sind es die kirchlichen Behörden, die diese Proklamation erlassen.

Es wäre aber unrichtig, zu glauben, daß die Bettage erst 100 Jahre alt seien. Sie sind im Gegenteil recht alt, wurden allerdings im Mittelalter nicht regelmäßig und an einem bestimmten Tage gefeiert, sondern von den Regierungen je nach Bedürfnis befohlen, namentlich bei Teuerungen, Hungersnöten, Krieg, Seuchen ꝛc. So wissen wir, daß die bernische Regierung im Jahre 1481 erstmals einen Buß- und Bettag auf „Montag vor Alexii“ in „ansechen des harten, unzittlichen wetters, das leyder in allen landen gemein“, ansetzte. Die Feierbestimmungen waren überaus streng. Die Leute hatten sich bis zum Abend, Kranke ausgenommen, jeglicher Nahrung zu enthalten. Der Besuch des Gottesdienstes wurde überwacht. Einmal mußten im alten Bern sogar die „Feuerg'schauer“ die Leute zu den gottesdienstlichen Uebungen aufbieten. In Basel wurde 1541 wegen der Pest monatlich ein Buß- und Bettag angeordnet, in Zürich 1550. Im Jahre 1572 forderte Genf alle protestantischen Kantone auf, im Hinblick auf die Hugenottenverfolgungen einen allgemeinen Bettag zu befehlen. Ein zweiter allgemeiner Bettag der Protestanten wurde am 2. November 1619 gehalten, in Zürich am 9. und 16. November wiederholt. Damals tobte der dreißigjährige Krieg und die Schweiz hatte allen Grund, zu danken, daß die Kriegsfurie das Land bis jetzt verschont hatte. Wenn wir noch weiter zurückgreifen wollen, so sei eine Chroniknotiz von Zehnder, dem bernischen Kirchenhistoriker, erwähnt, aus dem Jahre 1565 datierend: „In dessen hat eine hohe Obrigkeit nit ermangeln lassen, gottselige Verordnungen auszuschreiben mit Buß und Glauben, dem erzürnten Gott in die Ruthen zu fallen, und seine Gnade durch Abwendung des Uebels zu erflehen. Zu dem Ende wurde alle Ueppigkeit verbotten, hingegen die gottesdienstlichen Uebungen vermehrt und so lehrten die Einwohner der Erde Gerechtigkeit.“ Alles Jodeln und Singen in den Gassen war streng verboten. Vom Pestjahr 1577 schreibt Zehnder: „Dieser so große und schnelle Sterbend brachte einen großen Schrecken in das Volk zu Statt und Land, also daß man sich in etwas demütigte vor dem erzürnten Gott. Auch wurden allenthalben gemeine Gebätt Tage gehalten“.

In Zürich brachte es 1638 Antistes Breitinger dazu, daß der Felix- und Regulatag zum alljährlichen Fast-, Buß- und Bettag erklärt wurde. Im Jahre darauf, 1639, beschloß die in Aarau tagende Tagsatzung der reformierten Orte die Einsetzung eines jährlichen allgemeinen Bettages,